



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schubert, Hans v.: Die deutsche Frage in Ungarns Ostmark : ein Wort für
die Siebenbürger Sachsen : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Und Rußlands größter Kritiker, Wissarion Bjelinski, bezeichnete den hohen Aufschwung des russischen Geisteslebens seiner Zeit, der Tausende begeisterte und zu großen Hoffnungen entflamnte, mit hellseherischer Schärfe als eine trügerische, vergängliche Erscheinung, solange dieser Blüte nicht der Dauerboden eines Verfassungslebens gesichert sei. Da das Deutsche Reich aber eine in sich selbst ruhende Zentralsonne unsers Volkstums auch in geistigem Sinne ist, so müssen wir hoffen, daß das Licht, die Wärme, mit denen es den Äther des Kulturlebens durchglüht, dazu ausreichen werden, wenigstens die größern und zusammenhängendern der abgesprengten Splitter vor dem völligen Absterben zu bewahren.



Die deutsche Frage in Ungarns Ostmark

Ein Wort für die Siebenbürger Sachsen

von Hans v. Schubert, Professor der Kirchengeschichte in Kiel

(Schluß)



achdem so den Sachsen die alte politische Organisation genommen war, hat man bis heute andauernd versucht, das geistige Leben einzuschnüren, das so ausgeprägt deutsch ist, wie ich gezeigt habe. Zwar an die staatsgrundgesetzlich gesicherte kirchliche Autonomie hat sich der magyarische Chauvinismus noch nicht herangewagt, aber seit zwanzig Jahren dauert ein heißer Kampf um die Schule. 1879 wurde das Magyarische auch in den Volksschulen obligatorisch gemacht, 1883 erfolgte das unglückliche Mittelschulgesetz, das die humanistische Bildung der sächsischen Gymnasien aufs schwerste schädigte dadurch, daß das Magyarische in großem Umfang eingeführt wurde auf Kosten des Griechischen, das auf die vier Oberklassen beschränkt wurde. Da auch die Fachlehrerprüfung durch ein Examen in magyarischer Sprache und Litteratur bereichert wurde, so folgte die Notwendigkeit, das Studium wenigstens zum Teil auf einer ungarischen Universität zu absolvieren. Die sächsischen Studenten studieren denn auch meist an der magyarischen Universität ihres Landes, Klausenburg, wo sie auch die Prüfungen ablegen. Während den Konfessionschulen, also auch den sächsischen, die staatliche Subvention fehlt, müssen die Konfessionsverwandten doch zu den allgemeinen staatlichen Steuern beitragen, sodaß sie eigentlich zwei Schulen bezahlen. Dazu werden ihnen überall Staatschulen als Konkurrenzanstalten hingesezt. Sie grüßen den Besucher beim Eintritt in Kronstadt. Im Millenniumsjahr 1896 hat die Regierung allein vierhundert neue Staatschulen mit magyarischer Unterrichtssprache, vornehmlich in Gegenden

anderer Nationalität, angelegt. Wenn aber eine konfessionelle Volksschule für einen einzelnen Lehrer eine Staatssubvention annimmt in Höhe von 60 Gulden, so hat der Minister die Genehmigung über die Anstellung des Lehrers. Über alle Schulen aber haben die Schulinspektoren die Aufsicht, die offen die Kollegien zur Magyarisierung der Namen auffordern, vor allem aber nach der staatsstreuen Gesinnung zu forschen haben, sodas sogar die magyarische Opposition im Parlament fand, das sei eine Aufgabe nicht des Unterrichtswesens, sondern der Polizei.*) Der Höhepunkt aber ist doch wohl das Gesetz über die Kleinkinderbewahranstalten, die alle Kinder von drei bis sechs Jahren aufzunehmen bestimmt sind, deren Eltern die gehörige Beaufsichtigung „nicht nachweisen“ können. Diese Anstalten haben die Aufgabe, alle nichtmagyarischen Kinder in der magyarischen Sprache zu unterrichten, und werden von magyarisch geprüften Pflegerinnen geleitet; wenn aber der Schulinspektor zu der Überzeugung komme, das, natürlich unter den leitenden Schwestern oder den drei- bis sechsjährigen Kindern, eine staatsfeindliche Richtung vorwalte, so kann der Minister sie sperren. Dasselbe gilt von den Schulen und ihren Lehrern. Als staatsfeindliche Richtung aber wird bezeichnet jede Handlung in Wort, Schrift oder Bild, die gegen den nationalen Charakter des Staates oder gegen die gesetzliche Geltung der magyarischen Sprache gerichtet ist.

Zum Schluß dieser traurigen Übersicht das, was augenblicklich die Gemüter erregt und unmittelbar nach unsrer Anwesenheit dort in Kronstadt zu den schärfsten Ausritten geführt hat. Dem Ortsnamenerlaß ist ein Fahnen-erlaß gefolgt. Damit sollen auch den Sachsen ihre alten Fahnen und Farben genommen werden, das Symbol, unter dem sie gegen Türken und Reichsfeinde unzählige male zu Felde zogen, Ungarn zu schützen. In Kronstadt hatte die Polizei bei einem Jugendfeste den kleinen Mädchen die blau-roten Haarschleifen, diese sichtbaren Dokumente einer staatsfeindlichen Richtung, aus den Haaren gerissen. In der nächsten Komitatsversammlung ist es zu einer wahrhaft ergreifenden dramatischen Szene gekommen, bei der das geistliche Oberhaupt des Distrikts, D. Herfurth, deutscher Ehrendoktor, der vor kurzem hier in Schleswig-Holstein unser Gast war, einer der Gemäßigten des Landes, eine wahrhaft flammende Rede dem Obergespan ins Gesicht gehalten hat: „Das wir Gesetze, auch harte, einhalten können, haben wir bewiesen; das wir Regierungsmassregeln, wenn sie nur gesetzmäßig sind, beachten und befolgen haben wir bewiesen; das wir Amtspersonen der Regierung, selbst wenn sie streng auftreten, ehren, sobald sie nur auf der Schneide des Gesetzes wandeln, haben wir vor wenigen Monaten nur wieder bewiesen. Was sollen wir noch? Kann man denn mehr als für das Vaterland das Hemd hergeben und das Blut versprizen? Haben wirs nicht ungezählte male gethan? und thun wirs

*) Separatvotum vom 20. Februar 1883; vgl. R. Schuller, Geschichte des Schäßburger Gymnasiums, Wissenschaftliche Beilage zum Schulprogramm des evangelischen Gymnasiums in Schäßburg, 1897, Seite 97.

nicht jederzeit den besten Bürgern gleich? Wie oft sollen wirs denn noch versichern, daß wir hier leben und sterben, daß wir miteinander arbeiten und am Wohl des Staates bauen, daß wir Frieden und Eintracht halten wollen? Wir sind ein kleines Volk; blinde Gewalt könnte uns knebeln. Nur zu! Den Leib kann man in seiner freien Bewegung behindern; die Seele kann niemand töten; unser Herz bleibt rot und blau! Wir sind ein kleines Volk, aber wir sind wetterhart und wetterfest, wie die Firnen unsrer Berge. Die Zuversicht erfüllt uns, daß auch an unserm Volk sich erfülle das Wort der Schrift: Dieser Jünger stirbt nicht!“

Ich habe oben schon angedeutet, daß die Gefahr für die Sachsen nicht nur von den Magyaren drohe. Eine Gefahr ganz andrer Art droht ihnen von den Rumänen, eine stille, geräuschlose, vielleicht darum gefährlichere. Die eine Thatfache wirkt erschreckend, daß heute in Siebenbürgen, wo die Rumänen oder Walachen vor dem dreizehnten Jahrhundert überhaupt noch nicht waren, jetzt $1\frac{1}{2}$ Millionen zählen gegen $\frac{1}{4}$ Million Sachsen.

Freilich bis jetzt sind sie noch die stillen Bundesgenossen der Sachsen gegen die Magyaren; eine noch stärkere Kluft trennt sie von diesen, denen sie verächtlich sind, vor allem ist die kirchliche Kluft viel stärker, sie sind griechisch-orientalisch; unter einem eignen völlig selbständigen Erzbischof halten sie sich noch ganz abseits, grollend und wartend, sich noch nicht an den Wahlen beteiligend. Sie glauben sich als Nachkommen der alten Dacier die eigentlichen Herren des Landes und von den Magyaren verdrängt aus ihrem Recht.

Darum ist das Verhältnis zu den Sachsen noch durchaus freundlich. Während der römisch-katholische Dompropst in Hermannstadt am Tage nach der Deutschfeier auf diese Feier und besonders auf uns gewettert hat, und der Bischof der magyarisch-lutherischen Kirche von Zelenka nicht einmal einen Gruß sandte, nahm der rumänische Patriarch mit seinen Geistlichen daran teil, am Festzug, am Gottesdienst, sogar am Festessen, bei dem er sich sogar zu einem deutschen Trinkspruch auf die evangelischen Gläubigen verstand, die Einheit in der Liebe betonend. Ich habe in Kronstadt dasselbe freundliche Verhältnis gefunden, eine gewisse zuthuliche Art auch zu uns Deutschen aus der Ferne.

Dennoch, dieses gute Verhältnis ist auf Zeit und kündbar, und schon jetzt sind sie eine ungeheure Gefahr nicht sowohl auf politischem, als auf sozialem Gebiet. Diese Rumänen, die sich langsam und unmerklich über die Berge ins Land geschoben haben, weisen eine ganz ungewöhnliche Vermehrung auf. Ich will ein Beispiel geben. Bei Schäßburg besuchte ich eine der Gustav-Adolf-gemeinden, Dunesdorf, eine im höchsten Maße unterstützungswerte und =bedürftige Gemeinde. Als wir zuerst ins Dorf fuhren, kamen wir ein langes Stück an Ansiedlungen vorbei, bei denen ich mich unwillkürlich an die letzte Kolonialausstellung in Berlin mit ihren ost- und westafrikanischen Ansiedlungen erinnerte; dasselbe primitive Durcheinander von lehmigem Gebäu, Wirtschaftsabfall und schwach bekleideten Menschenkindern. Dann begannen die stattlichen sächsischen Höfe, eine andre Welt. Die furchtbaren Kriegsnöte, die

Dunesdorf in der Nähe der Schäßburger Feste besonders hart trafen, hatten 1660 die Bewohner auf zwölf Haushaltungen hinuntergebracht. In unmittelbarer Nähe fiel 1662 die Entscheidung zwischen Kreuz und Halbmond. Da an Sachsen Mangel war, wurden Walachen auf den Ruf des Schäßburger Rates den Sachsen zugesellt. Heute sind aus einer Handvoll 1200 geworden, aus den Sachsen nur 361, freilich ein kräftiges, starkgliedriges Geschlecht voller Opfermut.

Das Einzelbild ist zu verallgemeinern. Die Rumänen verdrängen langsam die Sachsen aus dem Bezirk. Die meisten sind unglaublich ärmlich, freilich auch bedürfnislos — man sagt, sie nährten sich von den Feldfrüchten der Sachsen. Aber es giebt auch außerordentlich reiche Familien, die sich Grund und Boden ankaufen, auch für die Kirche, und durch ihre Volkszahl kommen sie immer mehr in den Besitz der Selbstverwaltungsstellen. Viele sächsische Gemeinden sind ganz, andre halb rumänisch geworden.

Dabei sind sie, wenn auch heute noch keine wissenschaftliche Konkurrenz, doch eine bildungsfähige Klasse; am Eingang des großen rumänischen Quartiers in Kronstadt von rein dörflichem Charakter erhebt sich stolz das rumänische Gymnasium. Seine rumänische Intelligenz, wurde mir gesagt, bezöge das Königreich Rumänien aus Siebenbürgen. Man hat den Eindruck, daß sie von den Sachsen lernen, bis sie so stark geworden sind, sich gegen sie zu wenden. Im ganzen eine unheimliche Macht, die sicher eine Rolle spielen wird bei der Lösung der Zukunftsfragen. Was wird sie für die Sachsen bedeuten?

Jeder wird begreifen, daß sich uns immer dringender die dritte Frage ans Herz legte: Wodurch kann der deutsche Charakter, die deutsche Kultur unsrer braven Stammesgenossen hier bewahrt bleiben? Darüber noch ein kurzes Wort.

Erstlich haben die allgemeinen Verhältnisse doch einige Lichtblicke, die ich bisher verschwiegen habe.

Auch das Magyarisieren hat seine Grenze. Wirklich sind die Magyaren nicht nur in der Minderheit — das ist unbestreitbar —, sondern machen nur ein Drittel der Bevölkerung aus, sechs Millionen, der Rest sind Juden und Deutsche, die ihren Namen magyarisiert haben und nach diesem äußerlichen Maßstab als Magyaren gezählt sind. Nun sind aber doch nicht nur die Sachsen voll Nationalgefühls. In viel elementarerer Form, aber eben deshalb um so leidenschaftlicher und gefährlicher ist das Nationalgefühl bei den andern, roheren nichtmagyarischen Völkern Ungarns erwacht. Daß die Kroaten und Serben einen wahrhaft glühenden Haß auf ihre Bedränger geworfen haben, einen Haß, der den gegen die Deutschen weit übersteigt, ist bekannt. Weniger bekannt, aber vor kurzem erst vom Ministerpräsidenten Koloman Szell im Reichstage*) als eine betrübende Tatsache bestätigt ist das Anwachsen der slowa-

*) Sitzung vom 9. Februar 1900.

lischen Bewegung. Nun aber stehen diese Nationen anders als die Deutschen. Während die Sachsen nach dem Programm Deaks, der bei ihnen hohe Achtung genießt, ehrlich an einer innerlich gefunden auf Gerechtigkeit aufgebauten Entwicklung des ungarischen Staates mitarbeiten wollen und an eine Vereinigung mit dem Ziele ihrer Sehnsucht, dem Mutterlande Deutschland, nicht entfernt denken können, schielen die andern Nationalitäten über die Grenzen hinüber: die slowakische Bewegung ist durch die Tschechen entflammt, die Serben streben die Vereinigung mit dem Königreich Serbien, und die Rumänen die mit dem aufblühenden rumänischen Nachbarstaate an. Unter den Siebenbürgern existiert die Meinung, daß, sowie der jetzige Kaiser die Augen schließt, die Rumänen in Siebenbürgen losgeschlagen werden. *Ad retinendam coronam*, heißt es im alten Sachsenwappen. Sollten die Sachsen unter geänderten Verhältnissen doch noch einmal berufen werden, den ungarischen Staat zu verteidigen und so ihre Zufriedenheit ein wertvolles Gut werden wie vor Zeiten?

Schon aus dem Gesagten sieht man, daß der Magyar von Feinden umringt ist — er ist aber überhaupt isoliert, sechs Millionen, also doppelt so viel wie das Königreich Sachsen Einwohner hat, von einem Stamme, der Verwandte nur in den Finnen und den Türken hat, mit einer Sprache, die wohlklingend aber schlechterdings keine Kultursprache ist. Im Handel ist Ungarn, wenn es sich nicht zur Bedeutungslosigkeit verdammen will, wie politisch auf den Dreibund und die Freundschaft mit dem Deutschen Reiche, in Wirtschaft und Kultur auf den deutschen Westen angewiesen.

Und diese Verbindung hat doch auch noch nicht aufgehört. Immerhin besteht doch die staatsrechtliche Verbindung mit Cisleithanien noch, und namentlich durch die kaiserliche Armee geht trotz allem noch ein deutscher Zug.

Die Sachsen dienen in Scharen in der Armee, und an der Teutschfeier hielt auch der höchste Vertreter der Armee einen sympathischen Trinkspruch auf den sächsischen Bischof. Noch hat die Honvedarmee die Artillerie nicht, nach der sie sich so sehnt, und die Kaiserlichen haben noch das Heft in der Hand.

Endlich haben, wie es scheint, die Sachsen in Ungarn selbst einen deutschen Bundesgenossen in den 800 000 Schwaben des Banat gefunden, die ihr Volkstum völlig unversehrt erhalten haben, bisher aber ohne eigentlich nationales Bewußtsein. Wir sind einer Reihe dieser treuherzigen Menschen in Kronstadt begegnet, die gekommen waren, die landwirtschaftlichen Einrichtungen der siebenbürgischen Stammesgenossen kennen zu lernen. Die steigende Agitation gegen alles Nichtmagyarische hat auch diese schwerflüssige Masse in Bewegung gebracht und sie in die Erkenntnis mit Gewalt hineingetrieben, daß es hohe, teuerste Güter sind, die in Gefahr stehen, und die zu verteidigen Pflicht ist, gerade um des ungarischen Vaterlandes willen. Seit einem halben Jahre ist die Bewegung stark gewachsen und hat eine gute Vertretung in mehreren Organen von energisch-deutscher Haltung gefunden.

Es könnte doch sein, daß wieder ein Staatsmann in Ungarn aufträte, der das Erbe Deaks und Szechenyis ehrlich und nicht nur mit tönenden Phrasen aufnähme, in der Einsicht, daß es nicht nur nicht nötig, sondern daß es unklug ist, gegen die Deutschen zu regieren. Wir wollen davon schweigen, daß das deutsche Volk im Reich, so freundlich die Haltung der Regierung bleiben mag, diese Drangsalierung der Stammesgenossen durch den engverbündeten Staat mit Staunen und Unwillen betrachtet und als einen „unfreundlichen Akt“ empfindet — ein doch nicht ganz unwichtiges Imponderabile in unsrer Zeit —; wir wollen auch davon schweigen, daß die Tendenz des magyarischen Chauvinismus auf totale Lösung Ungarns, das nur durch Österreich mit uns zusammenhängt, von diesem Österreich auch den Wert und die Sicherheit des großen mitteleuropäischen Bündnisses berührt. Aber das darf gerade von aufrichtigen Freunden Ungarns betont werden: die Magyaren würden gut thun, die Erziehung des Nationalbewußtseins, deren Folgen sich schon gegen sie kehren, nicht weiter zu treiben, sondern sich mit den Deutschen Ungarns zusammen die systematische Pflege des ungarischen Staatsgedankens ohne Hervorkehrung des nationalen Chauvinismus angelegen sein zu lassen: denn darauf ist, wie Österreich, dieses ethnographisch buntgemischte Staatengebilde angewiesen, und das Wort vom „Nationalstaat“ ist angesichts der Wirklichkeit eine einfache Phrase. Und darauf haben die Deutschen Ungarns ein Recht, ein historisches Recht. Die Sachsen haben es auch jetzt nicht verwirkt. Ich möchte doch auch hier öffentlich bezeugen, daß wir wohl starke, freie Worte ehrlicher Entrüstung und deutschen Bewußtseins gehört, aber auch nicht eine Spur von hochverrätherischer Untreue vernommen haben gegen den Staat oder das Land, worin sie wohnen. Kein Urteilsfähiger unter ihnen hat die Einführung des Ungarischen als Staatssprache und die daraus folgenden Konsequenzen für Verkehr und Lehrgang angegriffen. Aber innerhalb dieser Grenzen will man das Erbe der Väter in Sprache, Recht, Glaube und Sitte in dem Bewußtsein pflegen und vertiefen, daß man gerade damit dem gemeinsamen Vaterlande das Beste giebt, was man hat. Dieses gottgeschenkte Pfund ihnen nehmen heißt ihr innerstes Wesen brechen, und das wieder heißt, aus kurzsichtiger Verblendung den Staat um seine wertvollsten Güter und seine treuesten Unterthanen bringen.

Immerhin hat man es in Siebenbürgen als eine Wendung zum Bessern angesehen, daß das Regiment Banffys dem gemäßigtem Szells Platz gemacht hat, wenn man auch seine große Versöhnungsrede im Februar mit dem Schlagwort: „Wir treiben keine Rassenpolitik“ für Sirenengesang hält, so lange die Thaten dem nicht entsprechen. Immerhin war doch auch ein Regierungsvertreter bei der Teutschfeier, wenn auch stumm wie ein Fisch, und immerhin konnten dort Reden gehalten werden von großem Freimuth.

Freilich das Beste müssen die Sachsen selbst dazu thun. Die richtige politische Haltung den Magyaren gegenüber zu finden ist ja ungemein schwer. Auf jeden Fall werden sie peinlich alles vermeiden müssen, was eine Hand-

habe bieten kann, ihnen weitere Rechte zu nehmen, werden geflüffentlich betonten müssen, daß sie nichts andres wollen, als im Rahmen des ungarischen Staates und zu seinem Besten deutsche Art und Sitte pflegen.

Ein siebenbürgischer Student hatte am Grabe Bismarcks in Friedrichsruh kürzlich einen Kranz niedergelegt und gesprochen — der Name Bismarck übt eine zauberhafte Wirkung auch auf siebenbürgische Ohren und Herzen aus —; der Ministerpräsident hat dann zwar erklärt, der Bismarckkultus sei an sich nichts mit ungarischem Patriotismus Unvereinbares. Dennoch werden die jungen Sachsen gut thun, mit dem Absingen von Bismarckliedern und der Wacht am Rhein und der Aneignung eines spezifisch reichsdeutschen Patriotismus vorfichtiger zu sein. Um so mehr Aussicht auf Erfolg wird es haben, wenn sie scharf auf ihr wirkliches Recht sehen. Denn andererseits müssen sie eiferfürlich das kleinste ihrer Rechte bewachen. Unter den Sachsen stehn sich zwei Parteien seit lange gegenüber, die Schwarzen mit dem Zentrum in Hermannstadt, die Gemäßigten und diplomatischer Behandlung nicht Abgeneigten, die offizielle Richtung, und die Grünen, die Radikalen mit dem Zentrum in Kronstadt. Es ist dringend zu wünschen, daß unter dem Drucke der Not der kleine Haufe vollkommen geschlossen operiere, und da man in den Zielen völlig eins ist, sich auch über den Weg einige. In dieser Beziehung brachte die jüngste Fahnenaffaire in Kronstadt eine erfreuliche Erscheinung: die Sachsen standen völlig geschlossen, und die Schwarzen führten das Wort.*)

Dieselbe Affaire zeigte noch einen andern Lichtblid. Wie ein Mann standen auch die sämtlichen sächsischen Unterbeamten, die Organe der Selbstverwaltung, gegen den Obergespan auf, der Vizegespan voran. Einen gewissen Rückhalt giebt das doch.

Auch das kann rühmend hervorgehoben werden, daß sich die Sachsen mit allem Ernste gegen die von den Rumänen drohende soziale Gefahr wenden, nicht nur mit Raiffeisenschen Darlehnskassen und ländlichen Produktivgenossenschaften, sondern mit einer wirklichen Smerkolonisation, und zwar in der Richtung auf die Gründung neuer sächsischer oder deutscher Gemeinden durch Ankauf, Parzellierung und Besiedlung solcher Landgüter, die in der Nähe sächsischer Ortschaften liegen. Ferner ist eine große Aktiengesellschaft in der Bildung, zu der die beiden sächsischen Sparkassen in Hermannstadt und die Nationsuniversität 1½ Millionen beigeuert haben, zur Rußbarmachung des den Sachsen gehörigen Urwaldes in den Karpaten, der „Siebenrichterwaldungen.“ Das ist gedacht als der Anfang großer industrieller Unternehmungen, die dem Volke neue Quellen des Wohlstands öffnen sollen. Denn längst hat das Volk seine Sfoliiertheit verloren: neben der großen Linie, die von Pest über Klausenburg, Schäßburg und Kronstadt nach Bukarest führt, soll jetzt eine

*) Unterdes ist in den letzten Wochen die Konstituierung der siebenbürgisch-sächsischen Abgeordneten im Parlament als besondrer Fraktion erfolgt, und in eben diesen Tagen haben in Kronstadt durch das Zusammengehn beider Parteien bei der Stadtgemeindevvertretungswahl die Sachsen einen vollen Sieg errungen.

zweite noch direktere über Hermannstadt durch den Rotenturmpaß nach Bukarest gelegt werden. Daß also die Großindustrie, die gleich jenseit der Grenze in Rumänien unter des Königs Karl persönlicher Initiative und mit sächsischen Kräften emporgeblüht ist, auch in den sächsischen Städten Wurzel fassen wird, ist mit Sicherheit vorauszusehen. Dann nehmen die Sachsen die Bewegung am besten von vornherein in die Hand: die Rumänen würden ihnen die Arbeiter, die Sachsen wie drüben im Königreich die Werkmeister und Leiter stellen, und der im Mittelalter so blühende sächsische Gewerbefleiß würde eine Auferstehung feiern.

Das sind Unternehmungen äußerer, politischer und materieller Art. Am wichtigsten ist für den Fortbestand des deutschen Charakters doch die Pflege der innern Beziehungen in dem ihnen gebliebenen Gebiete der Kulturinteressen, und hier müßte es einfach auf dem betretenen Wege fortfahren, denn daß man den rechten eingeschlagen hat, kann kein Zweifel sein. Ein Netz von Vereinen, in dem die verschiedenen Interessen gepflegt werden, hat sich über das ganze Land ausgebreitet. Der August jedes Jahres sieht die Vereinstage, das „Sachsenfest“: da feiern der Verein sächsisch-siebenbürgischer Landeskunde, der Gustav-Adolf-Verein, die Frauenvereine, deren jedes Dorf einen hat, die landwirtschaftlichen Vereine ihr Jahresfest, und das ganze Sachsenvolk sammelt und stärkt sich im Gefühle seiner Solidarität und der unzerreißbaren Einheit seiner deutschen Kultur. Seit sich aber ihre Selbständigkeit ganz in ihre Volks- und Landeskirche geflüchtet hat, ist noch mehr wie früher und muß immer mehr ihr nationales Empfinden verwachsen mit dem innersten Leben ihrer Seele. Als im vorletzten Jahre in Kronstadt das Denkmal des Reformators Konterus enthüllt wurde, ist es ihnen wie eine Erleuchtung gekommen: ihre nationale Sache ist eine heilige Sache, ist eine Sache des Glaubens. Der Enthusiasmus bei diesem häuslichen Fest soll noch größer gewesen sein als der, den wir erlebten. Und diesen Glauben an ihren Fortbestand ihnen erhalten zu haben, als ihnen die alten Formen zerbrochen, das ist das Hauptverdienst ihres großen Volksführers Teutsch.

Und können wir gar nichts dabei thun? Politisch — das ist klar — gar nichts. Sozial mehr. Es ist der dringende Wunsch der maßgebenden sächsischen Kreise, daß sich bei der obengenannten Aktienunternehmung das deutsche Kapital beteilige. Die Sache ist jüngst im ungarischen Abgeordnetenhaus zur öffentlichen Diskussion gekommen und von einem magyarisch-siebenbürgischen Volksvertreter mit Erfolg verteidigt worden: viel lieber sieht man auch auf dieser Seite reichsdeutschen als österreichischen Einfluß.

Am meisten aber können wir auf dem Gebiete der Kultur thun, und das ist doch nicht nur moralische Unterstützung. Zwar schon diese, das Zeigen unsrer Teilnahme, bedeutet ihnen viel. Man hat uns oft gesagt: Sie wissen gar nicht, wie viel Sie allein durch Ihr Hiersein uns helfen, indem Sie beweisen, daß Deutschland, das große und mächtige, uns nicht vergißt. Wie vielen wäre es ein Leichtes, statt der gewohnten Fahrt in die Alpen oder

nach Italien einmal dieses von der Natur überreich ausgestattete, durch Völkerschicksale so interessante Land zum Reiseziel zu wählen, und wie würde es sie belohnen!*)

Aber wir können doch noch anders zugreifen. Jede Erleichterung des Studiums, die man einem jungen Siebenbürger in der Fremde zukommen läßt, ist ein Dienst dem ganzen Volke gethan. Wie der Gustav-Adolf-Verein Jahr um Jahr auch in Siebenbürgen Kirchen und Pfarrhäuser bauen hilft, so will der Allgemeine deutsche Schulverein besonders die so arg gefährdete Schule und damit die deutsche Bildung schützen.***) Vielleicht zahlt man mit Zinsen heim. Auch Deutschland hat von dort Gaben empfangen. Aus dem Pfarrhaus in Pesehendorf, das jetzt auf dem Unterstützungsplan des Gustav-Adolf-Vereins steht, bei Schäßburg in der Nachbarschaft des Stammeschlosses der Bethlen Gabor gelegen, stammt ein Brüderpaar, dessen Namen in der deutschen Wissenschaft den besten Klang hat: ein Pfarrer in Pesehendorf war der Großvater von Otfried Müller, dem Göttinger Philologen, und Julius Müller, dem Hallenser Theologen.

Zum Schluß noch zwei Szenen persönlichen Erlebnisses. Unvergeßlich ist mir ein Landgottesdienst, den ich mit Adolf Harnack in einem der großen Dörfer der Burzenebene bei Kronstadt besuchte. Ernst und schweigsam und stattlich kamen sie in Scharen daher, alle in ihrer Tracht, und füllten ein jeder an besonderm Platz die Kirche: auf den Emporen die jungen Männer, rechts und links die alten, vorn die Kirchenräte, d. h. Ältesten, und die Lehrer, auch in besondrer Tracht, im Mittelschiff die alten Frauen, dahinter die jungen und die Mädchen, auf dem Altarplatz die Konfirmanden, auf den Stufen des Altars bis zur Predigt die kleinen Knaben. Die Leute wußten nicht, daß wir kamen. Harnack sprach auf des Pfarrers Wunsch zum Schluß einige Worte an die Gemeinde, warm und eindrucksvoll: „Werfet euer Vertrauen nicht weg.“ Es war ergreifend, die stille, tiefe Wirkung auf den Gesichtern der Bauern zu lesen. Da sagte ich mir: Auch die Enkel werden das Vertrauen, das die Vorfahren so unerschütterlich festhielten, nicht wegwerfen.

Und die zweite Szene. Als ich auf der Rosenau, der schönen Bauern-

*) Ich möchte nicht unterlassen, auf die vorzüglichen Lichtbilder hinzuweisen, die der Siebenbürgische Karpatenverein hat herstellen lassen und zu Vorführungen gern überläßt. (Adresse: Sekretär Sigerus, Hermannstadt.) Ein gutes Reisehandbuch über Siebenbürgen ist von Vielz (Hermannstadt 1899) geschrieben.

**) Unterdessen ist eine in ihren Folgen noch nicht absehbare, in die Thätigkeit beider deutschen Hilfsvereine tief einschneidende Gesetzesvorlage der ungarischen Regierung herausgekommen: „Wer ohne Erlaubnis der ungarischen Regierung von einer ausländischen Gesellschaft oder Person materielle Unterstützung für Kirchen-, Schul- oder Nationalitätenszwecke verlangt oder annimmt, ist mit Haft bis zu einem Monat und mit einer Geldstrafe bis 200 fl. zu bestrafen,“ und mit Gefängnis bis zu sechs Monaten, bezw. 500 fl., wer „an Vereinen, Versammlungen, Aufzügen und Feierlichkeiten im Auslande“ teilnehme, deren Zweck es sei, „gegen eine ungarische staatliche Institution, gegen eine in Ungarn existierende Nationalität, Klasse oder Konfession Haß zu erwecken.“

burg bei Kronstadt unweit der rumänischen Grenze, an der Wand des niedrigen Gelasses, das die Wächterdienst thuende Bäuerin bewohnte, den deutschen Konfirmationspruch der Tochter eingerahmt sah, äußerte ich unter dem Ausdruck meiner Freude, in meiner Heimat thue man ebenso. „Wo sind der gnädige Herr her?“ Und als mein Begleiter sagte, ich sei ein deutscher Professor, da leuchteten die Augen der Frau, und ganz feierlich sagte sie: „Gott segne den gnädigen Herrn und geleite ihn heim zu den fernem Lieben!“

Von den Kräften, durch die sich das Deutschtum dort erhalten hat, sind zwei geblieben, wie sie waren: sie grüßten sich in diesen Szenen. Der Bauer ist ein Bauer geblieben wie sein Vetter Bur in Südafrika, ein dickköpfiger deutscher Bauer, der deutsch ist und bleiben will. Ganz anders als in den Ostseeprovinzen liegt die Sache hier. Hier war und ist das deutsche Volkstum bodenständig. Der Bauer hat das erste Wort im Lande gesprochen, er wird auch das letzte sprechen. Auf ihm steht unsre Hoffnung, daß die deutsche Frage Ostungarns nicht so ganz aussichtslos ist. Und noch versteht er ganz innerlicherweise den Gruß des deutschen Mutterlandes, deutsch-evangelische Bildung. Die Verbindung ist aufrecht erhalten, und gerade in den tiefsten Beziehungen wird sie am kräftigsten gepflegt. An uns ist es, diesen Quell, aus dem dem wackern Volke immer neue Kraft zufließt, offen zu erhalten und auch unsrerseits den Glauben nicht wegzuverwerfen an den Sieg der Treue, an die Wahrheit des Wortes Heinrich von Treitschkes, das Fr. Teutsch dem zweiten Bande der „Bilder aus der vaterländischen (siebenbürgischen) Geschichte“ als einen aus dieser Geschichte gezogenen Erfahrungssatz zum Motto gesetzt hat:

Noch war kein Volk verlassen,
Das sich nicht selbst verließ.



Archäologische Studienfahrten nach Griechenland und Kleinasien

Von Paul Pfizner

(Schluß)



ast völlig versagt aber die Nachbildung gegenüber den im ganzen zwanzig Meter langen Giebel- und Friesreliefs vom Schatzhaus der Knidier, einem ganz hervorragenden, in jeder Hinsicht unschätzbaren Werk aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts, das über die Entwicklung der archaischen Kunst die wichtigsten Aufschlüsse giebt. Der Streit des Herakles und des Apollon um den Dreifuß, der Wettlauf des Pelops und des Onomaios, die Apotheose des